

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1952

20 (15.10.1952)

FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 15. Oktober 1952

6. Jahrgang / Nr. 20

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

21. Sonntag n. Trin. (Reformationsfest): Mt 5, 6

Immer wieder einmal wird gesagt, man solle keine Vorbereitungshilfe geben, die im Exegetischen stecken bleibt. Ebenso aber heißt es, die Vorbereitung dürfe nicht auf ein bestimmtes Predigtschema festlegen oder gar eine Beispielsammlung sein. Es ist nicht leicht, allen Wünschen Rechnung zu tragen. Auf jeden Fall: Zwischen Exegese und Predigtmeditation steht die Besinnung. Und dort soll wohl auch die Predigtmeditation stehen. So soll auch, was im folgenden gesagt wird, nichts anderes als eine meditative Paraphrasierung des so bekannten Wortes der Bergpredigt im Blick auf unsere Predigtaufgabe am Reformationsfest sein.

In dieser Seligpreisung klingt zweifellos deutlich der Grundton der Reformation auf. Evangelisch ist nicht nur das Finden der *δικαιοσύνη του θεου* im Glauben, sondern evangelisch ist auch das Suchen nach der Gerechtigkeit. Natürlich, das sei vorweggenommen, das Suchen, das bereits um seine Erfolglosigkeit weiß und darum ein hungerndes Verlangen geworden ist. Vielleicht müssen wir dieses Suchen einmal wieder betonen, damit wir nicht einer unheiligen Einseitigkeit verfallen, die sich aus der Sorge nährt, etwa unversehens wieder katholisch zu werden. Die Reformation begann nicht erst, als Luther die große Entdeckung der paulinischen Rechtfertigungslehre machte, sondern zu ihr gehörte auch bereits sein hungerndes Verlangen, vor Gott bestehen zu können, das Verlangen, in dem er seiner eigenen Armut mehr und mehr gewiß wurde. Man kann nicht so einfach sagen, daß das Streben nach der Gerechtigkeit immer werkgerecht-katholisch oder tugendhaft-humanistisch sein und bleiben muß. Weil es wohl aus unserem sündhaften natürlichen Menschenwesen heraus nicht anders sein kann, darum müssen wir es mit Recht so verdächtigen. Aber es gibt auch ein durch Gottes Wort und Geist gewirktes Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, das nichts gemein hat mit dem Satz: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Dieses Gerechtigkeitsverlangen ist

Aus dem Inhalt: Handreichung für die Predigt: 21., 22. und 23.
So. n. Tr. / Berichte: Das Problem der Konfirmation (Schluß) / Mitteilungen / Zeitschriftenschau / Neue Bücher.

evangelisch, über ihm steht eine große Verheißung, mit ihm begann die iustificatio sola fide, die Luther geschenkt wurde. Wir müssen dieses Verlangen einmal predigen, um jeden unevangelischen Quietismus zu bekämpfen. Wir müssen also auch einmal von der recht evangelischen „Aktivität“ reden, mit der wir um unsere Rechtfertigung ringen sollen, und wenn diese Aktivität auch gar nicht mehr ist als ein bewußtes Warten auf das Heil und ein gottwohlgefälliges Verlangen nach dem Frieden mit Gott. Solches Warten und Verlangen ist immerhin so bedeutend, daß Jesus denen, die es üben, in unserem Textwort die bedeutendste Zusage macht.

Karl Heim schreibt in seiner Auslegung der Bergpredigt (Furche-Verlag 1946, S. 62): „Das tiefste Verlangen, das wir alle haben, so verschieden wir auch sein mögen, ist nicht der Wille zur Macht, der Drang nach Weltoberung, auch nicht der Durst nach Erkenntnis, sondern der Hunger nach Freude, nach einem Glück, das die ganze Seele satt macht.“ Wir nennen dieses Verlangen hier einfach die Heilsbedürftigkeit, an der wir alle teilhaben. Nur ist diese Heilsbedürftigkeit erlebt und bewußt erlitten oder übergangen und totgeschwiegen. Es gibt genügend Surrogate für die Seele, die ihr tiefstes Verlangen zum Schein befriedigen. Denn das ist doch die seltsame Beobachtung, die wir an uns und an anderen machen, daß die peinigende Frage nach dem Heil, wie sie Luther umtrieb, für den Menschen unserer Tage weithin gar keine Existenzfrage mehr zu sein scheint. Wir stoßen auf verständnislose Blicke und taube Ohren, wenn wir die reformatorische Frage „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ als echte Frage des heutigen Predighörers einfach voraussetzen. Wir nehmen viel zu selbstverständlich an, daß das Herz unserer Predighörer (und unser eigenes?) über seine Sünde erschrocken ist, und darum lassen wir unsere Reformationspredigt (das gilt aber sicherlich von unserem Predigen überhaupt) am falschen Punkt einsetzen.

Wenn nun aber Heim darin recht hat, daß das tiefste Verlangen des Menschenherzens nach dem Heil der Seele steht, dann kann seine scheinbare Bedürfnislosigkeit nicht des Menschen wahres Wesen sein. Wir fragen uns daher: Wodurch ist dieses Trugbild der seelischen Bedürfnislosigkeit hervorgerufen? Man mag dafür verschiedene Antworten wissen. Sicherlich ist die reformatorische Kardinalfrage die gleiche geblieben, aber die Fragestellung hat sich gewandelt. Der heutige Mensch fragt nicht mehr aus dem Kloster heraus nach der Gerechtigkeit Gottes, er fragt nicht mehr nach ihr, weil seine Religion ihm eine befriedigende Antwort schuldig blieb, er fragt auch nicht mehr nach ihr, weil ihm die Selbstgerechtigkeit bitter schmeckt. Vielleicht, um ein Beispiel zu nennen, vermag er nach Gottes Gerechtigkeit eher von der Tatsache her zu fragen, daß er sich vom Unrecht gepeinigt fühlt. So muß dem heutigen Menschen wohl auf andere Weise sein Verlangen nach der Gerechtigkeit Gottes wieder bewußt gemacht werden, als es bei Luther der Fall war.

Man lese Schrenks Aufsatz über *δικαιοσύνη* im Kittelschen Wörterbuch, besonders S. 199/200, um zu verstehen, daß wir den Begriff am wenigsten an unserer Textstelle einseitig paulinisch auslegen dürfen. Er bedeutet auch Gottes gerechtes Walten in der Geschichte und über dem Leben des Menschen. Er bedeutet außerdem des Menschen Wohlver-

halten und Recht tat vor Gott. Vielleicht bietet sich über dieser Bedeutung, die zweifellos bei Matthäus dem Gebrauch von *δικαιοσύνη* inneohnt, ein Weg, den Menschen von heute wieder auf sein Verlangen nach der Gerechtigkeit anzusprechen, um ihn schließlich dann zu dem Gott zu weisen, der ihm in Christus allein die Gerechtigkeit als Geschenk gibt.

Die Sehnsucht nach dem gerechten Walten Gottes ist seit alters die Sehnsucht der Armen und Unterdrückten, die darauf warten, daß Gott ihnen Recht verschaffe. In letzter Konsequenz ist es das sehnhende Warten auf den neuen Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt. Hier rechnen Menschen mit der absoluten und unumstößlichen Gerechtigkeit Gottes, die ihnen trotz des eigenen Unterdrücktseins und der rechtlosen Zustände in der Welt nicht zweifelhaft wurde. Der Mensch unserer Zeit zweifelt angesichts erfahrener oder mitangesehener Ungerechtigkeit an der Gerechtigkeit Gottes, so, daß Ernst Wiechert einen Nachkriegsroman schreiben muß, in dem es um die verzweifelte Rettung der Gerechtigkeit Gottes geht (Jerominkinder). Die Hungernden und Dürstenden, die Jesus um sich scharte und die er mit unserer Seligpreisung bis heute anspricht, kennen diesen Zweifel nicht. Gottes gerechtes Walten ist ihnen trotz aller eigenen Erfahrung fest und gewiß, so gewiß, daß sie im tiefsten Grund ihres Herzens alles Verlangen darauf konzentrieren. Sie wissen von Gottes Gerechtigkeit aus seinem Wort. Nicht der Mangel an Gerechtigkeit in der Welt, sondern das Wort von der Gerechtigkeit Gottes hat in ihnen den Hunger erweckt. Das ist wesentlich zu sehen und zu sagen, daß nicht der moderne Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes verwechselt werden darf mit dem Hunger nach Gottes Gerechtigkeit, den unser Textwort meint. Die Kritiker an Gottes gerechtem Walten identifizieren sich gern mit solchen, die den Herrn suchen, aber ihre Kritik an der Gerechtigkeit ist noch längst kein Hunger nach der Gerechtigkeit; und wer an der Gerechtigkeit zweifelt, wartet deshalb längst noch nicht auf das Heil. Luther bezweifelt die Gerechtigkeit Gottes keinen Augenblick und er sucht sie, obwohl sie ihn schreckt. Aus seinem Hunger nach der Gerechtigkeit wird ein anderer Zweifel, nämlich der, mit dem er an sich selbst zweifelt. Ob er der Gerechtigkeit Gottes standhalten kann, das wird ihm zur peinigenden Frage. Und daraus wächst immer stärker in ihm das Verlangen nach dem gnädigen Gott.

„Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Kann man, wie Martin Niemöller neulich in einem Vortrag sagte, für die heutige Lage des Menschen diese Frage auch so versieren: „Wie kriege ich einen gnädigen Bruder?“ Also mit anderen Worten: Wie verhalte ich mich so rechtschaffen, daß mir der Bruder vor Gott nicht zu einem Ankläger wird? Gewiß ist das Verlangen, vor Gott zu bestehen und in Einklang mit Gottes Willen zu kommen, evangelisch und in unserem Textwort auch gemeint. Aber dieses Verlangen wächst in dem Maß zum Hunger, als wir erkennen, daß uns die Fähigkeit dazu fehlt. Der Hunger nach der Gerechtigkeit Gottes setzt die Erkenntnis unserer Armut bei uns voraus. So bleibt Gerechtigkeit durch alles Mühen und Ringen hindurch eben doch wieder ein Geschenk, und alles Arbeiten an der eigenen Gerechtigkeit wird zum Warten auf die Gnade. „Unsere Seligpreisung meint also Menschen, die auf eine von Gott geschenkte Gerechtigkeit warten“ (Schniewind).

Anders als auf dem Weg wachsender und reifender Glaubenserkenntnis kann diese „selige Armut“ wohl nicht geboren werden. Deshalb muß Luthers Weg irgendwie von jedem nachvollzogen werden, der am Evangelium evangelisch werden will. Wir müssen uns in der Predigt der trotz aller Ungerechtigkeit in der Welt doch waltenden Gerechtigkeit Gottes konfrontieren lassen, denn diese Gerechtigkeit muß uns ja überhaupt erst einmal zur Gewißheit werden, ehe wir Hunger nach ihr empfinden können. Wir müssen uns weiterhin von der Predigt zeigen lassen, daß all unser Ringen um das Bestehen vor Gott, wenn es nicht in einem abgeschmackten moralischen Selbstbewußtsein ersticken soll, in den fruchtbaren Augenblick hineinführt, in dem unser Leben zur Nullpunktexistenz wird. Denn dann sind wir erst Hungernde, wenn wir wirklich auf eine Gabe warten, und dann wissen wir erst, was Gerechtigkeit ist, wenn wir merken, daß Gott sie ganz umsonst gibt.

Dieses reformatorische „Allein aus Gnaden“ ist so gegen alle Vernunft und gegen alle natürliche Frömmigkeit, daß man sich selbst mit viel gutem Willen nicht in sein Verständnis hineinmanövrieren kann. Erst als allés Bemühen um die Gerechtigkeit bei Luther zusammenbrach und dem großen Hunger Raum gab, war er bereit, sich ohne Bedingungen dem Wort der Gnade auszuliefern. Man kann es natürlich nicht begreifen, daß Gott gar nichts anderes haben will an uns als die wartende Armut und das große Begehren seiner Barmherzigkeit. Aber er hat es durch Christus bewiesen, daß das so ist. Denn Christus ist die Antwort Gottes auf die Bankerotterklärung von Menschen, also auf den wirklichen Hunger nach der Gerechtigkeit. In ihm hat er eine neue Gerechtigkeit offenbart, die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt. Und wer die glaubt und empfängt, steht in der Heilszeit. Der Zustand der Seligkeit, den unsere Seligpreisung verheißt, ist somit keine Zukunftsmusik, sondern voll und ganz gegenwärtige Heilsrealität. Natürlich ist das alles nicht, wie es im Blick auf die innere Entwicklung Luthers so erscheinen könnte, eine Ereignisfolge, innerhalb deren ein Stadium das andere ablöste. Evangelische Leute sind dauernd hungernde, zugleich aber auch dauernd empfangende, zugleich aber auch dauernd des Heils gewisse Leute. Sie müssen dauernd alles zugleich sein, denn Hungern, Sattwerden, Seligsein sind alles keine Zustände, sondern darin vollzieht sich das Leben, in dem sie mit Gott verbunden sind.

So wird es nun die Aufgabe unserer Predigt sein, die umfassende Bedeutung evangelischer Glaubenshaltung aufzuzeigen. Auf's Heil warten, das Heil nehmen und des Heiles gewiß sein, das alles meint Christus, wenn er Heil ausruft über die, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

Lic. Manfred Wallach

22. Sonntag n. Trln.: Am 9, 5—11

Unsere Perikope enthält in V. 11 die einzige Heilsverheißung durch den Mund des Gerichtspropheten Amos. Diese Tatsache rückt für uns sowohl seine Gerichts- wie seine Heilsverkündigung ins rechte Licht. Die letztere ist nicht ein Pflaster auf die Wunde, die er mit der ersteren hat aufreißen müssen, sondern beides gehört innerlich zusammen. Alle Bußpredigt hat ihren Grund und ihre Vollmacht in dem Heils- und Liebes-

willen Gottes, der hier schon auf der Stufe des Alten Testaments und eben doch mit überzeitlicher Geltung offenbart wird, der aber nur im Glauben erkannt und angenommen werden kann. Amos wird dadurch zu einer Adventsgestalt, wie Johannes der Täufer an der Wende der Zeiten steht: er will auch uns den rechten Blick geben und zur Entscheidung rufen und uns mit dem Wort Gottes, das eins ist in Gericht und Heil, zurüsten für den Weg aus dem zu Ende gehenden Kirchenjahr über die Bußtagswoche zum neuen Advent.

Glaube und nicht Religion. Darum fängt unsere Perikope wohl an mit der Gottesfrage. „Der Herr Herr Zebaoth ist . . . (V. 5). Wie er nach diesem Wort ist, das steht im Gegensatz auch gegen unsere landläufigen Vorstellungen vom „lieben“ Gott, der mit seinem Handeln sich vor unserer Vernunft rechtfertigen muß und über den wir so gern zu Gericht sitzen, wenn er mit seinen unbegreiflichen Gerichten eingreift in unser Leben und in das Leben der Völker. Aber es geht nicht um unsere Gottesvorstellung, sondern um das Selbstzeugnis Gottes, das sich eben nur dem Glaubenden erschließt. Wo ein Land zerschmilzt, daß seine Einwohner trauern, wo es mit Wasser überschwemmt wird, da ist es gefügt von der Hand Gottes. Mögen wir ruhig fragen: Womit haben wir das verdient? Aber nicht im Sinne eines Vorwurfs gegen Gott und seine Gerechtigkeit, sondern so, daß wir wirklich die Antwort finden, die uns erst wieder in die Nähe Gottes bringt: „Ich, ich und meine Sünden...“

Denn unsere Religion ist Sünde. Ein merkwürdiger Satz. Aber lesen wir in V. 1, wie der religiöse Mensch auch am Altar keine Zuflucht mehr findet, oder vorher, wie gerade die in Bethel zum Altardienst Versammelten das Gerichtswort trifft, dann verstehen wir: damit beginnt doch die Sünde, daß wir uns anmaßen, die Schöpfer unseres eigenen Gotteserlebens zu sein, und damit den heiligen Gott verkleinern und vermenschlichen in unser eigenes Bild. Der Abfall, der zur Teilung des Reiches geführt hatte, bot dem Propheten die beste Anschauung dafür. Um den Eisernen Vorhang nach dem südlichen Teilreich vollkommen zu schließen, hat man eigene Stätten, eigene Formen, eigenen Inhalt einer Gottesverehrung geschaffen, die im Grunde doch der eigenen Verherrlichung und der Verherrlichung des Sonderstaates dienen und die den Keim der Abgötterei und des Götzendienstes schon in sich trugen. Wenn wir vorausschauen dürfen in V. 12, so wird dort deutlich, daß das Heidentum („über die mein Name genannt ist“ = die zu meinem Herrschaftsbereich gehören) nicht vorchristliche Stufe ist, sondern Vollendung des Abfalls bei denen, die auch angefangen haben, ihr eigenes Gotteserlebnis zu schaffen.

Mit alledem sind die Menschen auf der Flucht vor Gott. Es ist eindrucksvoll, wie der Prophet in den ersten 4 Versen unseres Kapitels diese Versuche der Menschen aufzeigt, vor Gott zu fliehen, und wie trifft uns das heute, die wir doch alle verstrickt sind in den Geist unseres Jahrhunderts! V. 6 zeigt die Unmöglichkeit dieses Fluchtversuchs. Ob der Mensch den Himmel zu stürmen trachtet (Vergötzung der Technik; Astrologie!) oder über das Totenreich (Spiritismus) Herr sein will, das kann alles zu einer Religiosität führen, ist aber im Grunde Auflehnung gegen Gott. Hier haben im Grunde alle die sittlichen Nöte, die wir vor Augen

haben und die der Prophet in den vorhergehenden Kapiteln zur Genüge aufgezeigt hat, und das soziale Unrecht hier wie dort ihre Quelle. Es sind Verhältnisse, wie sie überall in der Geschichte auftreten, wo anstelle des Gesetzes Gottes der Mensch mit seiner eigenen Majestät der Mittelpunkt wird. Weil wir Gott nicht mehr ernst nehmen, wie er sich selbst bezeugt, darum wissen wir auch nicht mehr, was Sünde ist; darum setzen wir an die Stelle echten Glaubens eine verwässerte Moral und machen sie zu unserer Religion und kommen uns schlecht und recht vor wie die Bürger Israels und stehen ohne Verstehen in dem Gericht, das uns darum wie Israel treffen muß. V. 6, der uns erinnert an Ps 139, 7—12, muß den Gottlosen mit Entsetzen erfüllen. Wie tröstlich aber kann er sein für den, der alle Fluchtversuche aufgibt und im Glauben ganz ernst macht mit der Allmacht und Allgegenwart Gottes!

Glauben und nicht falsche Sicherheit. Der Mensch sucht seine Sicherheit so gern in den Dingen, über die er Herr zu sein glaubt. Das war doch damals eine Glanzzeit, die Jerobeam II. über das Reich Israel heraufgeführt hat, und wie Torheit erscheinen die Cassandra-rufe des Propheten von dem kommenden Unheil. Auch dieses Sicherheitsgefühl konnte man religiös untermauern. Israel war doch das Volk der Erwählung. Wenn schon Gott richten wollte, so mußte er die Heiden treffen, aber doch nicht sein eigenes Volk. V. 7 bestätigt, wie Gott an diesem Volk besonders gehandelt hat. Gott erinnert es an die Befreiung aus der Gefangenschaft. Wie hat Israel darauf geantwortet? Es hat aus der Erwählung ein Monopol gemacht und ist im Hochmut undankbar geworden (vgl. Js 1, 3 und Jer 8, 7; Jer 2, 13). Es geht dem Propheten nicht um die Verherrlichung des Volkes, sondern um die Ehre Gottes. „Deine Augen sehen nach dem Glauben“ (Jer 5, 3). Wenn Israel undankbar ist, entgeht es dem Gericht ebensowenig wie die Heidenvölker im Abfall. Wo aber die Heidenvölker zu Gott sich kehren, sind sie vom Heil ebensowenig ausgeschlossen wie das Volk der Erwählung. Das war für die damalige Zeit ein revolutionärer Gedanke, aber da wird Gott in seiner ganzen Herrlichkeit offenbar, daß er der Gott aller Welt ist und aller Völker Geschichte lenkt, „alle Lande sind seiner Ehre voll“. Und es ist für Israel tief demütigend, daß es keinen Anspruch darauf erheben kann, daß sein Weg leichter sei als der der Völker, oder daß sein Tempel oder das Gesetz eine Garantie dafür seien, daß es am Tag des Gerichts vorbeikommt. Denn der Tag des Herrn, auf den das Volk so sehnlich hofft, ist Tag des Heils und Tag des Gerichts zugleich, und es gibt kein Privileg als das des Glaubens, der der freien Gnade Gottes recht gibt.

Vor Gottes Augen ist es auch Sünde, wenn man diesen Tag nicht ernst nimmt. V. 10 präzisiert den Grund des schwertscharfen Eingreifens Gottes, wie es schon in V. 8 a angedeutet ist, dahin, daß es die treffen muß, die da meinen, das Unglück sei nicht so nahe oder es könne uns gar nicht begegnen. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“, daran entscheidet sich letztlich alle Geschichte. Es wird auch für uns alles darauf ankommen, daß wir falsche Sicherheit aufgeben und unsere Herzen anschließen für die Gerechtigkeit Gottes, in der zugleich das Angebot seines Heils beschlossen liegt.

Glaube und nicht Entwicklungsstolz. Wir hören die Frage der Spötter: Warum handelt der allmächtige Gott nicht nach V. 5? Warum hat er uns noch nicht vernichtet? Hat er doch nicht die Macht dazu? Das ist immer die Reaktion des Unglaubens. Vgl. 2 Pt 3, 9. Wo Gott richtet, tut er es nicht um des Gerichtes willen, sondern eben, um sich ein Volk des Heils zu bereiten. Das stolze Reich Jerobeams muß fallen und die ganze Fehlentwicklung offenbar werden, die zur willkürlichen Trennung des Reiches führte. Aber V. 8 b und 9: er will nicht das ganze Volk vernichten, sondern wenn der Wind des Gerichts hereinfährt, wird er nur die Spreu mit fortwehen können, die fruchtschweren Körner aber bleiben. Auch die Wegführung des Volkes unter die Heiden bedeutet nicht endgültige Verwerfung, sondern Sichtung. Dazu läßt Gott auch einmal dem Satan und seinen Handlangern freie Hand, vgl. Hiob und Lk 22, 31. Und als Gottes Volk bleiben nicht die, die auf den Lorbeeren der Erwählung ausruhen oder sich verlassen auf die Selbstentwicklung der Menschen zu einem Paradies auf Erden hin, sondern die im Glauben sich bereit halten für das Handeln Gottes.

Der Blick des Propheten geht in V. 11 zurück auf die Zeit, da das Reich noch ungeteilt war, und auf die Verheißungen, die David gegeben waren. Er übersieht nicht die Mängel, die auch das Haus David (etwa im Südreich) aufzeigt, und sie werden wohl noch größer werden. Auch da bleiben nur Trümmer übrig, wo die Menschen in Selbstherrlichkeit zu bauen suchen. Aber Gottes Verheißungen gelten, und er hat der Wege gar viele, um sie zur Erfüllung zu bringen, und wenn es über Ruinen und Todeswege geht. Er will die Hütte Davids wieder aufrichten: das Wort muß uns ein Rätsel bleiben, wenn wir nicht an den aus dem Hause Davids denken (Lk 1, 32), der seinen Thron eingenommen hat und sein Reich neu begründet, nicht mehr vergänglich, sondern ewig, nicht mehr von unten her, sondern vom Himmel her, eben nicht „von dieser Welt“. Da steigt das Bild auf von dem neuen Himmel und der neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt, wo der Fall aufgehoben ist und die Gottesgemeinschaft mit ihrem Frieden wiederhergestellt ist, „will sie bauen, wie sie vorzeiten gewesen ist“.

Hier wird nun im Gericht die große Liebe Gottes offenbar. Lies V. 2 und 3 und höre heraus, wie da einer wirklich in die Hölle niedergefahren ist an unserer Stelle, wie da wirklich einer von der Schlange gestochen worden ist — für uns; da wird deutlich, wie alle Fäden, die uns manchmal so verworren scheinen, doch eine einheitliche Richtung haben und das Evangelium von Jesus Christus, dem Herrn und König des Gottesreiches, hier immer wieder durchleuchtet auch im Alten Testament.

Und wenn wir lesen in Ag 15, 16 ff., wie Jakobus der Gerechte in der Ausweitung des Reiches Gottes auch auf die Heidenwelt eine Erfüllung dieses V. 11 sieht, dann können wir nur in Ehrfurcht stillestehen vor dem Rat Gottes, der alle Schranken sprengt, die Menschen aufführen möchten, und aus dem Gericht selbst das Heil hervorgehen läßt und aller Sünde der Menschen zum Trotz es herrlich hinausführt.

Es ist ja auch uns gründlich vergangen, etwa im Blick auf die Betriebsamkeit in unserer Kirche stolz zu sein auf ihre großen Möglichkeiten. Wir wissen um die Risse, die das Haus Davids auch heute aufweist,

und wollen sie gewiß nicht mit irgendeinem Mörtel verdecken. Glauben heißt auch hier auf den Herrn sehen, der fertig wird mit ihr trotz ihrer Risse, und leben von der immer neu geschenkten Vergebung unseres himmlischen Herrn. Wo er nicht das Haus baut, arbeiten umsonst, die daran bauen.

So schauen wir nicht nur zurück auf den Propheten oder wie er auf die Verheißungen, die einst David gegeben waren, sondern wir schauen mit ihm vorwärts zum Ende der Wege Gottes, zu dem sein ausgestreckter Finger hinweist. Gericht und Heil: aus beidem hören wir den Bußruf, daß wir in Christus Gott begegnen zu unserer Rettung. Darin hat unser Glauben und Hoffen allein seine Spannkraft.

Friedrich Feßler

23. Sonntag n. Trin.: Mal 3, 19—24

Der Text steht auf der letzten Seite des Alten Testaments. Er ist am letzten Sonntag des Kirchenjahres zu predigen. Er kündigt von der letzten Zeit und von den letzten Dingen. Letzte Zeit ist immer auch höchste Zeit. Entscheidungszeit! Es soll uns nicht wundern, daß er mit der großen Umkehr der Herzen schließt. Er steht am rechten Ort vor dem Bußtag, dem Ewigkeitssonntag, dem Hl. Advent.

Sooft wir auf der letzten Seite sind, sind wir am Ende. Am Ende unserer Weisheit und unserer Wege. Dort will uns Gott haben. Dort weist uns die Schrift unseren Platz an. Am Ende — das ist der uns Menschen angemessene Ort. Woanders stehen wollen ist Vermessenheit. Am Ende fällt jeder „Fortschritt“ flach. Wer noch einen Schritt wagt, stürzt in den Abgrund, in das Nichts, in den Tod. „Darnach aber das Gericht.“ Auch die evolutionäre Eschatologie wird gerichtet.

Diese unsere Endsituation will uns der Text bewußt machen. Wir verlieren ja täglich in der Welt das Bewußtsein des Endes. Die Schrift allein erhält es uns. Und das Jahr der Kirche erinnert uns alles dessen, wenn im Kalender der Neblung steht. Geistliches und natürliches Leben stehen in zeichenhafter Einheit.

Aber es geschieht noch mehr. Der Text weist über das Ende hinaus. Wo für uns das Ende kommt, also nichts mehr kommt, da kommt bei Gott der Anfang: „Siehe, es kommt ein Tag“ (V. 19). Wenn also alle unsere Tage, die wir gemacht, ausgefüllt oder leer gelassen haben, zu Ende sind, schafft Gott Seinen Tag, den Er machen will — oder wie Frey übersetzt: „an dem Ich handle“. So tritt zum Ende der Anfang, zum Gericht die Gnade.

Auf diesen Tag des Herrn hin will der Text zurüsten, sammeln, trösten, Hoffnung machen und eine letzte Chance geben. Wem gilt der Dienst dieses göttlichen Wortes? Der Gemeinde! Trotz aller ihrer Mängel, ihrer Undankbarkeit, ihres in sie eingebrochenen Heidentums bleibt Gott in Zwiesprache mit ihr. Der Prophet Maleachi und sein Buch geben Zeugnis von dieser Zwiesprache. Der Gesprächsbeitrag der Gemeinde verrät, daß dem kommenden Tag eine Nacht vorausgeht, eine lange und bange Nacht, die Nacht der Anfechtung. Die Gemeinde ist in der Welt und in der Weltzeit angefochten. Sie fragt Gott zurück, pausenlos, un-

gebärdig. Sie liegt Ihm hart in den Ohren. „Womit hast Du uns lieb?“ „Womit verachten wir Deinen Namen?“ „Warum das?“ „Wo ist der Gott, der da straft?“ „Worin sollen wir uns bekehren?“ „Womit täuschen wir Dich?“ „Was reden wir wider Dich?“ Bis hin zu der Frage, die die Gemeinde an sich selbst richtet: „Was nützt es, daß wir Sein Gebot halten und ein hartes Leben vor dem Herrn führen?“ Bis hin zu der Erklärung: „Es ist umsonst, daß man Gott dient“ und „Siehe, es ist nur Mühe!“ Ja, bis hin zu der Seligpreisung der Gottvergessenen: „Wir preisen die Verächter . . . alles geht ihnen wohl aus.“

In dieser Nacht der Anfechtung läßt Gott Seine Gemeinde nicht fallen, Er eilt zu ihr mit Seinem Trost. Er führt über ihr Gespräch Protokoll. Er heftet den Gerichtsakten einen „Denkzettel“ bei. Dieser Denkzettel spricht — o Wunder der Gnade — „für die, so den Herrn fürchten und an Seinen Namen gedenken“. Sie sollen wissen: „Es kommt ein Tag.“ Und an diesem Tag sollen sie „mein Eigentum“ sein; „und ich will ihrer schonen, wie ein Mann seines Sohnes schont, der ihm dient“. Und an diesem Tag sollen sie wieder den Unterschied sehen „zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen, und zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient“. Worüber also vorher je und je Unklarheit war, soll jetzt Klarheit werden. Das Adventslicht des kommenden Tages verdrängt alle Novembernebel der Angefochtenen. Wir mit Blindheit Geschlagenen dürfen einmal den Sehakt vollziehen, der alle Fragen verstummen läßt, der den Unterschied zeigt und — den Blick frei gibt und zugleich bindet allein an das Kreuz als das letzte und gültige Zeichen der Gnade Gottes, „welcher Seinen eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben“, auf daß wir an jenem Tage geschont würden und ins Leben eingehen.

Jener Tag wird beides sein, „der liebe Jüngste Tag“ und dies irae. Darüber läßt der Text keinen Zweifel. Es wird ein heißer Tag sein. Er wird brennen „wie ein Ofen“. Man wird an den Schirokko erinnert, den heißen Wüstensturm. Dessen Stärke wird offenbar machen, was auf Sand gebaut war, auf den Flugsand unserer und der Welt Meinung, Verdienst und Würdigkeit, und wird dies alles umlegen und wegfegen und in alle Winde verwehen. Dessen Hitze wird sein „wie das Feuer eines Goldschmieds“, in dem alles und alle wie Stroh verbrennen, die Gott verachtet und Ihn endlich loszuhaben wähten. Dessen Arbeit wird ganze Arbeit sein, die keinerlei Lebensansatz mehr zurückläßt, „weder Wurzel noch Zweige“.

Mitten in diesem Untergang aber „soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln“. Untergang und Aufgang, Gericht und Gnade. Der Tag wird die Gerechtigkeit ans Licht bringen, die vor Gott gilt. Und die ist Christus. Von diesem Heiland wird das Heil ausströmen, ohne das wir an der Krankheit zum Tode ewiglich sterben müßten. Über diesen Aufgang aus der Höhe aber wird Freude sein, unaussprechliche Freude. Der Prophet wählt für diese Freude den Vergleich aus dem Tierreich, der an vielen Stellen des Alten Testaments so treffend ist und entgegen aller Beschränkung der biblischen Botschaft auf das Heil der Seele als der Frommen Paradiesgärtlein die ganze Schöpfung und alle Kreatur im Auge behält. Wer sich hier der Mast-

kälber als unpassend schämt, schämt sich wohl überhaupt des Leibes und der Verleiblichung alles Geschaffenen und damit des ersten Artikels. Als sich für Luther die Klosterpforte wieder zur Welt hin öffnete, jubelte er: „Nun freut euch, lieben Christen gmein, und laßt uns fröhlich springen.“ Das ist Geist vom Geist der Schrift an dieser Stelle. Wenn an jenem Tage die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht, werden die Türen am Elendsstall dieser Welt mit aufgehen, die letzten Ketten werden fallen, das dumpfe Dahinbrüten wird vergangen sein, denn der Freudentanz auf der Herrgottsweide der neuen Welt hat begonnen. Und das Raubtier im Menschen wird überwunden sein.

V. 21 dünkt uns anrühlich, zu nahe bei den „Rachepsalmen“, darum auch in unserer Perikope ausgelassen. Ist es unser sanft lebendes Fleisch, das uns gegen diese Art Schriftstellen empfindlich macht, oder ist es die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge? Oder möchten wir aus der Polarität der Doppelaussagen der Schrift über das, was zuletzt sein wird, vorzeitig herausspringen, anstatt unter der Spannung zu bleiben, die uns verordnet ist? Jedenfalls ist Sein Tag ein Tag des Sieges über alle Seine Feinde. Werden wir diesen Sieg erfechten? Mitnichten. Es wird Sein Sieg sein, der die Welt überwunden hat. Haben wir Grund zur Schadenfreude, Recht zur securitas? Hat dieser Text unseren frommen Egoismus, unsere widerwärtige Rechthaberei, unseren oft nur geistlich verschalteten Selbsterhaltungstrieb gefüttert? Das sei ferne von uns. Wie lesen wir im Anfang des 3. Kapitels? „Er wird die Kinder Levi reinigen und läutern wie Silber und Gold.“ Also nicht nur die Kinder der Welt. Das Gericht beginnt immer noch am Hause des Herrn, und die Kinder Levi sind die, die am Tempel wohnen, beim verzehrenden Feuer und bei der ewigen Glut, ist die Gemeinde, sind wir. Damit uns keine falsche Sicherheit ankommt, steht im ganzen Prophetenbuch: „Die ihr meinen Namen fürchtet.“ Furcht vor Gott ist das Zeichen der Gemeinde. Gott fürchten und nicht seine Ansprüche anmelden und entzückt werden wollen! Lebt die Gemeinde in dieser Gottesfurcht? Oder hat sie gefährlichen Anteil an der Welt, in der viel Angst ist, aber wenig Furcht vor dem, „der Leib und Seele verderben kann in die Hölle“? Wehe, wenn wir diese Spannung aufheben wollen, von der Luther sagt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben“, und von der Paulus zeugt: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern; denn Gott ist's, der da ...“

„Es kommt ein Tag.“ Niemand, nicht wir und nicht die andern, geht unvorbereitet in diesen Tag. Niemand bleibt ungewarnt, niemand ungetröstet. In die dem kommenden Tag vorausgehende lange Nacht der begreiflichen Anfechtung gibt Gott Sein Wort und Seine Verheißung, Weckruf und Zuspruch, Schrift und Bekenntnis, das Gesetz und die Propheten (V. 22—24). Im Gesetz stehen die göttlichen Gebote und die göttlichen Ordnungen. Sie sind dem ganzen Israel ohne Unterschied der Person befohlen. Ihrer gilt es zu gedenken, denn das Leben in der Weltzeit macht vergeßlich. Sie gilt es einzuprägen, damit Wesen und Wandel durch sie geprägt werden. In den Propheten aber bleibt der Gottesruf lebendig, der — siehe Elia — auf Entscheidung drängt: „Wie lange hinket ihr noch auf beiden Seiten?“, der auch die Mächtigen dieser Welt und alle Öffentlichkeit, alle Lebensbereiche angeht, der — siehe

Johannes — schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt weiß, der dem HERRN den Weg bereitet und über sich hinausweist auf den — Sohn. Gott bleibt mit Seinem Weckruf nahe bei der Gemeinde, daß diese nicht einschlafe auf dem verzauberten Boden der Welt, vielmehr wachgehalten werde für Seinen Tag. Das prophetische Wort soll den Riß, der durch alles Leben geht, heilen, und diese Heilung soll beginnen im innersten Bezirk, im Herzen, im Hause, in der Familie. Was zusammengehört, soll sich wieder einander zuwenden, soll sich wieder finden in dem Einen, das not ist, in dem Einen, der allein richten und retten kann, daß „Alte mit den Jungen loben den Namen des Herrn“.

Letzte Zeit ist immer auch höchste Zeit. Gott gibt vor Seinem Tag eine letzte Chance. Bleibt sie ungenützt, verfällt alles Leben unter den Bannstrahl des Herrn. „Wer wird den Tag Seiner Zukunft erliden können, und wer wird bestehen, wenn Er wird erscheinen?“ Uns bleibt nur der Adventsruf: Komm, Herr Jesu, und: Kyrie eleison!

Liedervorschlag: 328, 1—2. 9—11; 283, 5 u. 9; 120, 1. 4—7; 218, 1—7; 121, 2.
Franz Schulz

BERICHTE

Das Problem der Konfirmation (IV) (Schluß)

Butzer, der Schüler sowohl des Erasmus als auch Luthers, wirkt mitten in den wiedertäuferischen Wirren. Er hat sich mit Kaspar Schwenckfeld in Straßburg und hernach in Hessen mit der Bewegung der Wiedertäufer auseinandersetzen. Seit 1515 hatten dort die Wiedertäufer an Boden gewonnen. Zu ihrer Bekämpfung führt Butzer die Konfirmation in diesem Lande ein. Sein Verständnis der Konfirmation ist ihm in diesem Kampfe gegen die anabaptistischen Wirren zugewachsen. Schwenckfeld hatte 1533 auf der Straßburger Synode erklärt: „Mit der Kindertaufe habe er nichts zu schaffen, er kenne bloß die Taufe Christi; übrigens wünsche er, daß wenigstens eine Caerimonie eingeführt werde, wodurch die getauften Kinder, wenn sie herangewachsen, zum Christentum eingeweiht würden.“

Butzer geht auf die Schwenckfeldsche Forderung ein. Er hatte schon bisher nie die scharfe Ablehnung der römischen Firmung geteilt. In einem Schreiben seiner Hand an die Waldenser des Jahres 1530 ist zu lesen: „Sacramenta praeter baptismum et eucharistiam multa novimus quam forte manum impositionem et unctionem, utraque celebris etiam apostolis videtur, sed non tantum quantum priora duo.“

So hat er denn auch keine innere Schwierigkeiten, als die geforderte Caerimonie die von ihm ohnedies hochgeschätzte Handauflegung zu empfehlen, hatte sie doch mit ihrem sakramentalen Charakter in der römischen Firmung einen ihm nachahmenswerten Ausdruck gefunden.

Bewogen durch das stürmische Drängen der Wiedertäufer schreibt er 1534 vom Wiederbringen des alten Brauchs, daraus die confirmatio ent-

standen sei, nämlich daß die Bischöfe den Getauften die Hände auflegten und (wörtlich) „in den H. geyst also mit leysteten, nach dem exempel der Apostel in Samaria Acta 8“.

Kurz, in der Ziegenhainer Zuchtordnung des Jahres 1539 wird die Einführung der Konfirmation verordnet. Die Kasseler Kirchenordnung von 1539 enthält das erste Konfirmationsformular, desgleichen finden sich in den hessischen Kirchenordnungen der Jahre 1566 und 1574 ausführliche Konfirmationsformulare.

Wir sehen, Hessen wird bahnbrechend für die evangelische Konfirmation. Von hier strahlt sie hinaus nach Köln 1543, Waldeck 1556, Österreich 1571, Nassau 1576 bis 1793, Niedersachsen 1585, Gotha 1682, Hildburghausen 1685, Speyer 1700, Friedberg 1704, Breuberg 1753, Stuttgart 1790. Die Konfirmation der Kasseler Kirchenordnung von 1539 hat eine dreifache Funktion: Sie ist eine katechetische Handlung (die Kinder geben Rechenschaft über ihr Verständnis der christlichen Lehre). Sie ist ein kirchenregimentlicher Akt (die Kinder werden als Glieder der christlichen Gemeinde bestätigt, zum Hl. Abendmahl zugelassen und der Kirchenzucht unterworfen). Sie ist vor allem aber eine sakramentale Handlung (die Handauflegung erscheint als die Hauptsache).

Das sakramentale Element hat das katechetische an sich herangezogen und in sich aufgenommen.

Butzer ist darum nicht von der Verantwortung freizusprechen dafür, daß überall dort, wo die Konfirmation auf Veranlassung des Interims eingeführt wurde, sie sakramentalen Charakter gewann und der Zusammenhang mit der katechetischen Unterweisung verloren ging. Infolgedessen nahm die religiöse Unwissenheit des Volkes wieder überhand.

Aber auch, wo das Glaubensexamen in Kraft und der Zusammenhang mit der katechetischen Unterweisung gewahrt blieb, sanken die Ansprüche an das religiöse Wissen, wurden sie durch den Zerfall des Katechismus auf ein Minimum herabgedrückt. Wir sehen das Jahrhundert in einer heillosen Verwirrung in bezug auf die Konfirmation enden.

Erst der Pietismus führt sie aus ihr wieder heraus. Besonders Philipp Jakob Spener bricht ihr Bahn und verschafft ihr allgemeine Aufnahme. Die Aufklärung tut das ihre hinzu, bis zuletzt im vierten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts schließlich auch Hamburg die Konfirmation in seinen Kirchenmauern aufnimmt.

Doch genug. Wir haben nun vor Augen, was die Väter wollten. Die Kirche des Wortes Gottes wollte, daß dieses Wort Fleisch wird in jedem Herzen. Sie ließen es dabei bewenden, daß das Unkraut unter dem Weizen wuchs. Sie widersetzten sich dem schwärmerischen Anspruch, der scheiden wollte vor dem Jüngsten Tag, bevor Gott es selber tat. Sie widersetzten sich dem sakramentalen Mechanismus eines Pseudosakraments, welches angab, das Fleisch mit dem Hl. Geist zu salben. Sie hielten aus in der Ungesicherheit einer Kirche, die von dem Worte lebt, das aus Gottes Munde kommt, und von dem Geiste Gottes, der weht, wo er will. Die Konfirmation hatte nur eben dies zu leisten: die Vertrautheit mit dem Evangelium, die Ernsthaftigkeit der Teilnahme am Abendmahl und das Segensgeleit für das christliche Leben in dieser Welt.

Dies alles leistete die Konfirmation inmitten eben dieser ungesicherten Kirche, die nur vom Wort Gottes lebte. In ihr war der Einzelne

geborgen genug. In sie war er auch gerufen, um mit ihr auf die Wiederkunft des Herrn zu warten, getragen von der gottesdienstlichen Liturgie bis in den Alltag und seinen Bruderdienst am Leben. Zwischen den Reformatoren und uns steht der Pietismus mit seiner subjektivistischen Auflösung des Kirchenbegriffs: bei ihm wird die Konfirmation ein Werk des Konfirmanden, der sich bekehrt.

Dazwischen steht aber auch der Rationalismus, der den Konfirmanden mündig und rechtsfähig erklärt und der ihn, indem er ihn die Treue schwören läßt, doch zugleich aus allem kirchlichen Zusammenhang und aus der Gliedschaft der Gemeinde heraushebt. Für ihn ist die Kirche aufgegangen oder untergegangen in der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Glieder kennt, sondern Individuen.

Noch immer ist es die Aufklärung, die weithin die Elternhäuser beherrscht und sie bestimmt, die Konfirmation als das Ende der kirchlichen Bevormundung anzusehen: der Konfirmierte hat nun ein verbrieftes Recht, es zu halten, wie er will.

Die Kirche aber sieht die gräuenhafte Wirklichkeit eines Scheinmanövers vor sich, an dem sie selbst beteiligt wird, ohne es zu wollen.

Unser badisches Formular ist nicht geeignet, die hier drohende Gefahr abzuwenden.

Wir müßten uns entschließen, die Konfirmation von Grund auf neu zu regeln.

Ich halte es durchaus für einen Weg, wenn immer wieder empfohlen wird, Bekenntnis und Gelöbniß aus der Handlung wegzunehmen und der Freiwilligkeit einer späteren gottesdienstlichen Feier vorzubehalten (so zuletzt Wilhelm Hahn, Erneuerung der Kirche aus dem Evangelium, Gütersloh, 1946).

Wir können uns dabei durchaus auf unsere reformatorischen Väter berufen.

Übrig bleibt dann das, was die Konfirmation, wie mir scheint, allein leisten kann:

- a) die Prüfungskatechese
- b) die Einsegnung.

Dabei würde allerdings vorauszusetzen sein, daß eine vom sog. Religionsunterricht in den Schulen deutlich abgesetzte Art der seelsorgerlichen Unterweisung im christlichen Glauben gefunden würde, der nicht einfach ein nochmaliges Exerzieren des Katechismus und bloßes Memorieren des Gesangbuchs darstellt, sondern lebendige, aktuelle und insofern erweckliche Verkündigung.

Das Ziel dieser Unterweisung müßte sein, die Konfirmanden in die Fülle des gottesdienstlichen Lebens einzuführen. Geschähe dies, so wären sie gewißlich auch ohne Bekenntnis und Gelöbniß ernstlich genug für die Feier des Hl. Abendmahls vorbereitet.

Die Feier der Konfirmation müßte von allen Zweideutigkeiten befreit sein. Hier darf es kein quid pro quo geben. Die Diskrepanz zwischen dem, was die Kirche, und dem, was das Volk unter der Konfirmation versteht, müßte ausgeräumt werden. Das kann im Konfirmandenelternabend, aber hier nicht allein, geschehen. Hier muß die ganze verantwortliche Gemeinde mithelfen.

Ich bin überzeugt, daß ein junger Mensch, der auf den Gottesdienst hin erzogen ist und durch ihn in der Gemeinschaft des Glaubens lebt, eines Tages die Kraft und die Freude finden wird, vielleicht Jahre nach der Konfirmation vor der Gemeinde sich zu Christus zu bekennen und von ihr sich senden zu lassen ins Paten- oder Ältestenamt oder wohin es immer sei.

Mir scheint, wir würden auf solche Weise bei unserer Sache und bei der Wahrheit bleiben. Wir würden so auch seelsorgerlicher handeln müssen, als wir es jetzt noch pflegen. Wir würden aber auch unsere Pfarrer mehr für die Seelsorge zurüsten müssen, als wir es noch immer tun.

Rudolf Kehr

MITTEILUNGEN

Da Amtsbruder Bösinger wegen eines längeren Krankheitsurlaubs das „Konfirmandenheft“ nicht durcharbeiten konnte, haben wir das Heft nochmals in der bisherigen Fassung herausgegeben. Es kann von den Pfarrämtern zum Preis von 1,— DM beim Evang. Pressverband für Baden bestellt werden.

Pfarrer i. R. Gabriel Waag hat im Verlag der St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt, Lahr-Dinglingen, ein Heft herausgegeben, das den Titel trägt: „Der Herr denkt an uns“, 30 Andachten für Kampf und Leiden, auf das wir auch an dieser Stelle empfehlend hinweisen.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Theologische Literaturzeitung, 1952, Nr. 3. — Eine Arbeit von ungewöhnlicher Selbständigkeit des Urteils und gründlicher Sachkenntnis ist der Leitartikel des Kirchenhistorikers Prof. D. Kurt Dietrich Schmidt, Hamburg, über „Die konfessionelle Gestaltung Deutschlands; Nichttheologische Faktoren bei Separationen und kirchlichen Zusammenschlüssen“. In weitem Ausmaß gilt der Artikel der Union in ihren verschiedenen historischen Entsprüngen, die hier dargestellt werden mit dem Ergebnis, daß die „bloße Verwaltungs-Union als solche fragwürdig“ sei, und daß „die Consensus-Union doch die theologisch allein legitime Lösung“ sei oder der „Bund“ bekenntnisbestimmter Kirchen. — Eine ungewöhnliche Ablehnung widerfährt den drei 1951 veröffentlichten Schriften zu Kierkegaards Schrifttum aus der Feder von Prof. D. Emanuel Hirsch, die sprachlich wie sachlich als „Versager“ bezeichnet werden, von Liselotte Richter. — D. Fendt bespricht die Exegesen des Epheserbriefes von Schlier, Asmussen, Bruder und zwei katholische. — Unser Landsmann Rev. Peter Katz, der Rahlfsschüler, hat auf seinem Arbeitsgebiet (der Septuagintaforschung) die Doktorarbeit von Soisalon Soinen über den Text des Richterbuches rezensiert und neu gezeigt,

daß dessen alter LXX-Text unrettbar verloren ist, während der A- und der C-Text sich an die nachhexaplarische Tradition anlehnen, wie sie B zeigt, der dem Anfang des vierten Jahrhunderts angehört. — Werner Kümmel verdankt die Neuherausgabe des Lohmeyerschen Markus-Kommentars. — Prof. Lic. Dr. Joh. Schneider, Berlin, hält nach Überprüfung der exegetischen Grundlage des neuen Buchs von Professor Michaelis, Bern, „Versöhnung des Alls“, die durch Barth und Brunner wieder ins dogmatische Blickfeld gerückte Apokatastasislehre nicht für haltbar im Gegensatz zu Michaelis. — Neben den Festschriften für Meiser und Nygren ist auch eine für den hamburgischen Landesbischof D. Dr. Schöffel erschienen mit 14 Beiträgen lutherischer Theologen, über die hier Kinder referiert.

D. Karl Bender

Theologische Literaturzeitung, 1952, Nr. 4. — Prof. D. Wehrung, Tübingen, schreibt zur Ehrung des 70jährigen Juristen Ernst Kohlmeyer den Leitartikel über „fides specialis“; eine andere Fassung seiner in letzter Zeit mehrfach veröffentlichten Beanstandungen früh schon in der Orthodoxie aufgekommener Fassungen von Begriffen des Heilswegs. — Prof. D. Ethelbert Stauffer, Erlangen, schreibt im gleichen ehren- den Sinn über „Jüdisches Erbe im urchristlichen Kirchenrecht“. Jeden Theologen und Historiker muß es interessieren, wie urchristliche Anschauungen und Termine aus dem Judentum übernommen sind, vor allem in Ag 1, 1—26: *τοπος, κληρος (καταριθμεν, ουκαταρφηριζειν), διακονια, αποστολη, επισκοπη, επισκοπος*. Stauffer bringt dafür eine Menge von Einzelnachweisen aus Josephus, dem Damaskus- text, den Toten- Meer- Rollen und der jüdischen Halacha, vielfach nicht nur verblüffend, sondern auch beweiskräftig! — Dr. Dr. Ernst Bammel, Erlangen, behandelt den römischen (J 19, 12 von Pilatus gebrauchten) Titel „Freund des Kaisers“. Seine gefährliche Infragestellung läßt Bammel in dem Gespräch zwischen den jüdischen Führern und Pilatus am Portal des Amtsgebäudes (18, 28 b) geschehen sein. Nebenher hält B. für das Todesjahr Jesu jeden nach 31 liegenden Termin für möglich, da die Verfolgung des Ritters Sejanus, dessen Kreatur Pilatus war, mindestens bis ins Jahr 34 dauerte. Ostern 32 sei wahrscheinlich. Stauffer werde darüber bald eine Untersuchung veröffentlichen. — Aus den Rezensionen des Heftes: Der Heidelberger Honorarprofessor und katholische Geistliche Rich. Hauser hat 1949 ein Buch geschrieben „Autorität und Macht. Die staatliche Autorität in der neueren protestantischen Ethik und in der katholischen Gesellschaftslehre“. Prof. D. Georg Wünsch, Marburg, bespricht es. Er zeigt die Einseitigkeit und Voreingenommenheit des Naturrechtsvertreters in der Beurteilung der Frage und der protestantischen Ethiker. Ich würde H. noch schärfer kritisiert haben! — Prof. a. D. D. Fendt hat das neuaufgelegte Buch Händlers „Die Predigt“ erneut „dringend empfohlen“ trotz dessen starkem Zusammenhang mit der Jungschen Tiefenpsychologie. — 1950 wurde in der Evang. Akademie in Boll über Rechtsfragen verhandelt. Die Verhandlungen wurden veröffentlicht. Engisch und H. Schomerus sind Gegner der Todesstrafe. Letzterer bestreitet der Theologie die Zuständigkeit, „für die Handhabung der Todesstrafe das gute Gewissen zu geben“. Zum „Elternrecht“ sprachen Ernst Forsthoff und

Edo Osterloh; jener lehnt seine Anwendung nach Art. 6. Abs. 2 des Grundgesetzes ab, weil er ihm eine Bedeutung im Schulrecht nicht zuerkennt und es im Licht eines Angriffs auf die repräsentative Stellung des Parlamentes sieht. Auch Osterloh lehnt das Elternrecht ab. — 1883 veröffentlichte Bischof Bryennios aus einem dem Jerusalemer griechischen Patriarchat gehörenden Manuskript die „Didache“. Jetzt fand darin Jean-Paul Audet „eine hebräisch-aramäische Liste von Büchern des Alten Testaments in griechischer Transkription“. Er edierte sie, Überschrift und 27 Büchertitel. Audet setzt sie in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts. Christlicher Ursprung und christliche Empfänger, jüdische Unterlage sind ihm gewiß.

D. Karl Bender

NEUE BÜCHER

D. Friedrich Brunstäd: *Theologie der lutherischen Bekenntnisschriften* 1951. C. Bertelsmann Verlag. 258 S., Gzln. DM 15.85.

Als der Rostocker Theologieprofessor am 2. November 1944 starb, wünschte er vor seinem Tod, daß dies sein Lieblingskolleg vervielfältigt werde. Prof. Dr. Karl Jansken, Münster, erfüllte diesen Wunsch durch Drucklegung. Man kann ihm dafür nur dankbar sein, auch wir Glieder einer Unionskirche; denn es ist Brunstäd in diesem in seiner Vorlesungsform erhaltenen Buch fraglos gelungen, uns das rechte Verständnis seines Themas, vorab des echten Luther, aufzuschließen. Vielleicht gerade dadurch, daß er in den Bekenntnisschriften die „Lehrintention“ erhebt und zum Leitgedanken durch die tatsächliche Gestaltung macht, ist er in den Stand gesetzt, deren terminologische Begrenztheit ohne sachliche Verluste aufzuzeigen. Ich möchte unter diesem Blickpunkt besonders die Erbsündelehre, die Christologie, die Lehre vom Hl. Abendmahl hervorheben, wo er die Bindung der Verfasser der Bekenntnisschriften an die ihrer Zeit entsprechende Begrifflichkeit (z. B. Substanz-, Person-, Kreaturbegriff) aufzeigt. Was Luther gewollt, was Melancthon gemeint, wie die Bekenntnisschriften es gelehrt haben, arbeitet Brunstäd scharf heraus, auch da, wo er etwa die Lehrgestalt kritisiert oder ergänzt. Die Gliederung des Buches ist historisch, sofern er den Aussagen der Bekenntnisschriften nachgeht. Es folgt im Aufbau im wesentlichen der *Confessio Augustana* (Gott und Christus, der Mensch in der Sünde, Rechtfertigung, Kirche, Prädestination und Vollendung). Den Unionstheologen wird der einleitende erste Abschnitt „Schrift und Bekenntnis“ vor allem interessieren. Übersichtlich, klar und lebendig, wie das Buch ist, läßt es überall den Dogmenhistoriker und den Systematiker erkennen, der den Leser vor Mißverständnis oder Mißdeutung schützt. Daß das Buch relativ kurz ist, wird es dem theologischen Anfänger besonders empfehlen. Ein tüchtiges Buch!

D. Karl Bender

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat i. R. D. Karl Bender, (17 a) Karlsruhe, Vorholzstr. 2
Pfr. Lic. Manfred Wallach, (17 a) Eberbach a. N., Friedrich-Ebert-Str. 13
Pfarrer Rudolf Kehr, (17 a) Heidelberg, Hirschstr. 17
Pfarrer Friedrich Fessler, (17 a) Karlsruhe, Seubertstr. 7
Pfarrer Franz Schulz, (17 a) Karlsruhe-Rüppurr, Rastatter Str. 50

Schriftleitung: Pfarrer Helmuth Meerwein, (17 a) Karlsruhe, Blumenstraße 1. — Verlag: Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH., Stuttgart O., Urbanstraße 25, Postschließfach 897. — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Bezug durch jede evang. Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Preis bei gesondertem Bezug der Beilage vierteljährlich DM 3.35 einschl. Versandkosten, Einzelnummer DM -.80. Alle Rechte vorbehalten.